

Weitere Rezensionen

Francisca de Haan, Margaret Allen, June Purvis u. Krassimira Daskalova Hg., **Women's Activism. Global Perspectives from the 1890s to the Present**, London/New York: Routledge 2013, 201 S., ca. EUR 29,- (paperback), ISBN 978-0-415-53576-2.

Unter dem Titel „Women's Activism“ versammelt die vorliegende Publikation zwölf Texte über politisch aktive Frauen. Es handelt sich dabei um eine Auswahl an ver-schriftlichten Beiträgen, die 2010 bei der Konferenz der International Federation for Research in Women's History (IFRWH) in Amsterdam präsentiert wurden. Der Sam-melband ist in drei Bereiche unterteilt – „Transnational women's activism“, „Varieties of women's activism“ sowie „Changing relationships between ‚unequal sisters‘“ –, wo-bei letzterer das Thema der Tagung „Unequal Sisters: Women, Gender, and Global In-equalities in Historical Perspective“ dezidiert aufgreift. Diese Dreiteilung versucht eine inhaltliche Strukturierung vorzunehmen, die nur begrenzt funktioniert: Wieso aus der Fülle an Vorträgen gerade dieses Dutzend zu einem Band mit doch recht breit angeleg-tem Titel zusammengefasst wurde, bleibt offen; und anhand welcher Kriterien die Zu-ordnung zu den einzelnen Teilen erfolgte, ist mitunter ebenso wenig nachvollziehbar.

In dem knapp gehaltenen Vorwort stellen die Herausgeberinnen ihre drei Hauptan-liegen vor: So plädieren sie – sich auf Lila Abu-Lughod berufend – erstens für „the importance of understanding women's activism from a perspective that explores the ‚global interconnections [and] complex entanglements in which we are all implicated““ (2). Eng in Zusammenhang damit stehe die Notwendigkeit zweitens „for an intersec-tional perspective rather than prioritising gender“ sowie drittens „to decenter the schol-arship on women's activism, to move away from the prevailing Eurocentric and West-ern-centric approaches“ (2). Diese Ansprüche sollen Erzählungen über (einzelne) Frauen aus verschiedenen Bewegungen und Organisationen einlösen, wobei sich der räumliche und zeitliche Bogen von Australien über Südafrika und Japan bis nach Frankreich sowie von 1890 bis zur Gegenwart spannt. Unter den teils prominenten Autorinnen-Namen befindet sich Glenda Sluga, die in ihrem Aufsatz die internationa-listischen Bestrebungen von Frauen nach einer „world citizenship“ im Zuge der Eta-blierung der Vereinten Nationen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs beschreibt. Barbara Caine berichtet vom Schicksal und Aktivismus Lilian Ngoyis (1911–1980),

die als Vorstandsmitglied des African National Congress und Vorsitzende der African National Congress Women's League sowie der Federation of South African Women mehrere politische Schlüsselfunktionen innehatte. Im Mittelpunkt von Margaret Allens Text steht die Empörung, welche die Veröffentlichung des Buches „Lamps in the Wind“ 1940 auslöste: Als Leiterin des Women's Christian College in Chennai von indischen Schülerinnen sowie Lehrerinnen gleichermaßen geschätzt und respektiert, sollte die britische Missionarin Eleanor McDougall (1873–1956) diese mit der herablassenden, imperialistischen Haltung ihres Erfahrungsberichtes vor den Kopf stoßen – wofür wiederum Eleanor McDougall kein Verständnis aufbrachte.

Diese Spannweite an Themen deutet bereits die wesentliche Problematik des Bandes an: die mangelnde inhaltliche wie auch konzeptionelle Klammer. Die zentralen Begriffe des Titels – „women's activism“ und „global“ – sowie die von den Herausgeberinnen in ihrem Vorwort formulierten Anliegen finden sich in den Einzelbeiträgen kaum wieder. So bleibt etwa ungeklärt, inwieweit sich ‚global‘ von ‚international‘ oder ‚transnational‘ abgegrenzt – insbesondere da der erste Abschnitt ja auf „transnational women's activism“ abhebt. Der zweite Abschnitt verdeutlicht zwar die mögliche Bandbreite, trägt allerdings kaum zur Schärfung des Konzepts „women's activism“ bei. Dass Karen Offen oder June Purvis in ihren Aufsätzen mit Mary Wright Sewall (1844–1920) beziehungsweise Christabel Pankhurst (1880–1958) Protagonistinnen der Frauenbewegung behandeln sowie die Tatsache, dass zumindest drei der vier Herausgeberinnen auch als Frauenbewegungs-Historikerinnen bekannt sind, verschärft zudem die Frage nach dem Verhältnis zum Begriff „Frauenbewegung“.

Auch die angestrebte Intersektionalität der Zugänge lässt sich bis auf den erhellenen Aufsatz über die sogenannte *Quan Sing's affair* kaum erkennen. Darin schildert Victoria Haskins die erfolglosen Bemühungen der chinesischen Australierin Yuanho Quan Sing, die in den 1920er Jahren für das Recht auf Anstellung einer Aboriginal als Hausbedienstete kämpfte. Was Yuanho Quan Sing damit forderte, war die Gleichstellung mit weißen AustralierInnen, die dieses Recht sehr wohl besaßen. Victoria Haskins gelingt es, überzeugend darzulegen, wie der vermeintliche Schutz von Aboriginals dem ‚weißen Australien‘ als Vorwand zur Diskriminierung der asiatischen Bevölkerung diente: Mit dem Einstellungsverbot von Aboriginals sollten nicht allein sexuelle Beziehungen zwischen diesen und AsiatInnen verhindert und damit die Furcht vor einer ‚rassischen Vermischung‘ gelindert, sondern auch der ökonomische Aufstieg von AsiatInnen vereitelt werden. Eine Aboriginal als Hausangestellte hätte des Weiteren den sozialen Status insbesondere einer chinesischen Australierin sichtbar gehoben und deren Einbindung in das ‚weiße‘ kolonialistische Projekt anerkannt. Der Text demonstriert eindringlich, wie unterschiedliche Mechanismen von Rassismus, Sexismus und Klassenverhältnissen in ihrer gegenseitigen Verschränkung miteinander wirksam werden und wie nahe beieinander MittäterInnenschaft und Widerstand liegen können. Auf diese Weise generiert Victoria Haskins Erkenntnisse, die über das gewählte Fallbeispiel hinaus auf Generelles verweisen.

Die Komplexität ihrer Darstellung wirft allerdings auch Fragen nach der Bedeutung einer Dezentrierung westlich geprägter Geschichtsschreibung zu „women's activism“ auf, wie sie von den Herausgeberinnen eingangs gefordert wird. Kritische (feministische) Historiographie mit postkolonialem Anspruch müsste meines Erachtens sowohl ihre eigene Erzählweise als auch die von ihr produzierten Narrationen hinterfragen. So interessant die in diesem Band behandelten einzelnen Akteurinnen und ihre Aktivitäten durchwegs sein mögen, so bleiben die Schilderungen doch mitunter in der – bisweilen anekdotischen – Darstellung der Einzelschicksale von Frauen aus möglichst vielen Ländern stecken.

Natascha Vittorelli, Wien

Christiane Eifert, **Deutsche Unternehmerinnen im 20. Jahrhundert** (= Schriftenreihe zur Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 24), München: Verlag C. H. Beck 2011, 223 S., EUR 48,-, ISBN 978-3-406-62114-7.

Immer wieder ist in den letzten Jahren darauf verwiesen worden, dass die deutsche Wirtschaft im 20. Jahrhundert nicht nur von den Ideen, dem Engagement und dem Erfindergeist männlicher Unternehmer, sondern auch von Unternehmerinnen profitiert hat. In diesem Zusammenhang fallen häufig so prominente Namen wie Margarete Appolonia Steiff, Melitta Bentz, Maria-Elisabeth Schaeffler oder Jil Sander. Derzeit werden diese Unternehmerinnen in vielen Zeitschriften als ‚Ausnahmefrauen‘ porträtiert, die es gegen große Widerstände – und das ist manchen Journalist/innen sehr wichtig: ohne die sogenannte ‚Frauenquote‘ – geschafft haben, ein erfolgreiches Unternehmen zu gründen oder ein Unternehmen erfolgreich weiter zu führen. Christiane Eifert kommt nun das Verdienst zu, auch die vielen anderen, meist ungenannten, aber ebenso erfolgreichen Frauen, die im Verband deutscher Unternehmerinnen (VdU) bis 1990 aktiv gewesen sind, in ihrer Studie sichtbar zu machen.

Dabei kann sich Eifert kaum auf Nachlässe von Unternehmerinnen in Staats- und Wirtschaftsarchiven stützen und konzentriert sich deshalb auf eine relativ schmale Datengrundlage, nämlich die Archivalien des 1954 gegründeten VdU, vornehmlich aus der Zeit der Präsidentschaft von Lily Joens (1961–1979). Ergänzt wird dieser Quellenbestand um weitere statistische Daten, Presseerklärungen, vom VdU geförderte beziehungsweise unterstützte wissenschaftliche Untersuchungen und biographische Studien. Ein wirklicher Glücksfall für die historische Entrepreneurshipforschung ist, dass Eifert das Verbandsarchiv des VdU intensiv erforschen und eine Datenbank erstellen konnte. Diese umfasst insgesamt 2.492 Unternehmerinnen mit Angaben zur Person, zu ihrem Einstieg in das Unternehmen und – allerdings nur sporadisch – Betriebsdaten, wie zum Beispiel Rechtsform, Branche, Anzahl der Beschäftigten, Umsatzzahlen sowie Betriebskapital. Zusätzlich wurden Informationen über das außerbetriebliche Engagement der

Unternehmerinnen, aber auch zur Ausbildung und zur Herkunftsfamilie sowie zu den eigenen familiären Verhältnissen gesammelt. Mit Blick auf die Datenlage verfolgt Eifert keine allgemeinen wirtschaftshistorischen Fragen, vielmehr geht es ihr – so erklärt sie – primär um sozial- und geschlechterhistorische Fragestellungen.

Die Studie besteht aus zwei Teilen: Im ersten Teil analysiert Eifert zunächst statistische Daten über die Anzahl der Unternehmerinnen, wie viele Beschäftigte ihre Unternehmen hatten und in welchen Branchen sie tätig waren. Dabei arbeitet die Autorin heraus, dass bereits ab dem Ende des 19. bis hin zum Ende des 20. Jahrhunderts etwa ein knappes Viertel der unternehmerisch tätigen Akteur/innen weiblich gewesen ist. (Weshalb die vorliegenden statischen Daten nur bis 1990 ausgewertet wurden, bleibt unklar.) Allerdings waren davon mehr als ein Fünftel aller Unternehmerinnen „Alleinbetriebsinhaber“ (25), das heißt Solo-Selbstständige. Und viele von ihnen waren in Branchen tätig, in denen noch heute besonders viele Frauen arbeiten, also in der Kosmetik- und Modebranche oder in haushaltsnahen Diensten.

Des Weiteren fragt Eifert, ob die Unternehmerinnen ihre Unternehmen selbst gegründet, weitergeführt oder übernommen haben und zeigt überzeugend auf, dass sich die Karrierewege der männlichen und weiblichen Unternehmer/innen nicht zuletzt aufgrund der rechtlichen Diskriminierungen unterschieden. Denn „Ehefrauen und Töchter arbeiteten zwar häufig in der Firmenleitung mit, traten als nominelle Inhaberrinnen und Geschäftsführerinnen aber nur dann auf, wenn hierfür kein Ehemann oder Vater oder Sohn zur Verfügung stand“ (61). So seien insbesondere in Familienunternehmen Frauen auf Ehe und Familie verwiesen worden, während die Männer die Außendarstellung übernommen hätten. Diese Aufgabenteilung bilde wiederum die Grundlage für eine weitgehende ‚Unsichtbarkeit der Frauen‘. Schließlich analysiert die Autorin die Qualifikationen der Unternehmerinnen und zeigt, dass Frauen primär über die informelle Mitarbeit im Familienunternehmen ausgebildet wurden. Sie arbeitet heraus, dass die Anerkennung unternehmerischer Professionalität noch immer auf einer eindeutigen geschlechtlichen Zuordnung basiert, die ihrerseits eine geschlechtstypisierende Arbeitsteilung und eine damit einhergehende Hierarchie zu Ungunsten von Frauen erst legitimiert. Genau diese Hierarchisierung versuchten die Protagonistinnen des VdU zu überwinden, indem sie die differenztheoretisch inspirierte Strategie einer betonten Sichtbarmachung der Differenz zwischen den Genus-Gruppen verfolgten. Eifert nennt dies „eine Strategie der Differenzbetonung“. „Weiblichkeit“ – so schreibt sie, „erwies sich somit für die Unternehmerinnen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Ausweis ihrer Professionalität, ‚Weiblichkeit‘ signalisierte ‚Persönlichkeit‘ und erfolgreiches unternehmerisches Wirken, ‚Weiblichkeit‘ war daher zumindest in der Außendarstellung wichtiger als Schul- und Berufsausbildung, ‚Weiblichkeit‘ gerann in der Außendarstellung zur zentralen Qualifikation“ (85). An dieser Stelle ist freilich zu fragen, was ‚Weiblichkeit‘ eigentlich meint? Geht es um die Zuschreibung bestimmter Charaktereigenschaften, eines spezifischen Arbeitsvermögens oder aber ‚nur‘ um die Geschlechtszugehörigkeit?

Im zweiten Teil der Studie rückt der VdU noch mehr in den Mittelpunkt. Die Vereinigung wird zunächst als Teil eines zu Beginn europäischen und dann globalen Netzwerkes von Unternehmerinnen präsentiert. Eher nebenbei erwähnt Eifert hier die Aufnahmekriterien. Demnach konnte nicht jede Unternehmerin Mitglied werden. Vielmehr mussten in einer ersten Phase die Frauen das Unternehmen selbst leiten und dieses musste mehr als fünf Beschäftigte haben. Weibliche Führungskräfte waren also genauso wie Solo-Selbstständige ausgeschlossen. Ein Blick in die aktuelle Internetpräsenz des VdU zeigt allerdings, dass diese Mitgliedschaftsregeln verändert worden sind. Gegenwärtig müssen die ordentlichen Mitglieder entweder eine Kapitalbeteiligung am Unternehmen oder eine familiäre Bindung an den/die Firmeninhaber/in besitzen. Zudem sind ein Mindestjahresumsatz von 250.000 Euro oder mindestens drei Beschäftigte nachzuweisen.¹ Die Zielgruppe des VdU stellen demnach erfolgreiche Unternehmerinnen dar.

Der VdU kümmert sich um die gesellschaftliche Anerkennung (erfolgreichen) weiblichen Unternehmerintums und setzt sich für die aktive Mitarbeit seiner Mitglieder in Wirtschaftsverbänden und Kammern ein. Das ist auch dringend nötig: Denn noch immer räumen der Bundesverband der deutschen Industrie (BDI) ebenso wie der Verband der Familienunternehmen (ASU) der jeweiligen Präsidentin des VdU nur einen Gaststatus ein; bis heute entspricht der Frauenanteil in den Vollversammlungen der Industrie- und Handelskammer nicht ihrem Anteil an den Gewerbetreibenden, und auch die Politik öffnet sich nur langsam den Interessen des VdU. Zum Schluss untersucht die Autorin die mediale Präsenz von Unternehmerinnen im 20. Jahrhundert, um ihre gesellschaftliche Wahrnehmung herauszuarbeiten. Hier macht sie eine „Spirale des Verschweigens“ (157) aus. Diese erstreckte sich nicht nur auf Denkmäler und Stiftungen, sondern auch auf die Presse. Es fänden sich nur ausnahmsweise Porträts von Unternehmerinnen. Bei deren Analyse rezipiert Eifert den aktuellen Forschungsstand leider nicht. So entgeht ihr, dass gerade in der Debatte um mehr Frauen in Top-Management-Positionen insbesondere die ‚angemessene‘ Weiblichkeit dieser Frauen in der bürgerlichen Presse diskutiert wird und dass bestimmte Weiblichkeitstypen als ‚zu‘ männlich oder nicht weiblich ‚genug‘ stigmatisiert werden. Sie diskutiert auch nicht, ob hier ähnliche Mechanismen des Doing Gender beziehungsweise Differences zu beobachten sind, wie sie die Arbeitsforschung bei Frauen in sogenannten Männerberufen konstatiert.

Kritisch könnten weiters folgende, teilweise offen gebliebene Punkte angemerkt werden: Erstens wäre es gut gewesen, die Konzentration auf den VdU und damit die westdeutsche Geschichte auch im Titel zu vermerken und nicht erst in der Einleitung anzusprechen. Dabei wäre es sinnvoll, deutlicher auf die Eintrittsvoraussetzungen in den VdU hinzuweisen. Denn so geht es im Grunde nur um erfolgreiche Unternehmerinnen. Prekäre Selbstständige geraten auf diese Weise aus dem Blick und bleiben ‚unsichtbar‘. Zwei-

¹ <https://www.vdu.de/verband/mitgliedschaft/formalia>, Zugriff: 16.1.2014.

tens hätte sich Eifert bei der Auswertung der VdU-Datenbank nicht nur auf den Vergleich zwischen männlichen und weiblichen Unternehmer/innen konzentrieren, sondern eine intersektionale Perspektive einbringen können. Spannend wäre, ob und in welcher Weise die ethnische und soziale Herkunft der Unternehmerinnen mit ihrer Genus-Zugehörigkeit vermittelt wurde. Drittens schließlich wäre eine noch stärkere Kontextualisierung und Historisierung wünschenswert. Wichtig erschiene mir hier insbesondere, den VdU mit den unterschiedlichen Flügeln der bürgerlichen Frauenbewegungen ins Verhältnis zu setzen. Es stellt sich die interessante Frage, ob der VdU sozusagen als Brücke zwischen dem gemäßigten Flügel der ersten bürgerlichen Frauenbewegung und einem solchen – zusehends wieder erstarkenden – Flügel der dritten Frauenbewegung zu sehen ist. Diese Gedanken deutet Eifert leider nur an, insofern sie erklärt, Unternehmerinnen machten seit den 1960er Jahren selbst einen weiblichen Führungsstil aus, den sie als angeborenen Bestandteil der weiblichen Persönlichkeit begriffen (186). Eine noch intensivere Rezeption vor allem der aktuellen und aktuellsten sozialwissenschaftlichen Studien zum Thema weiblicher Unternehmerinnen hätte hier sicherlich gut getan und zugleich weitere Forschungsperspektiven eröffnet. Dies hätte dem Eindruck entgegengewirkt, dass es Eifert im Grunde um die Geschichte des VdU gegangen ist und doch – anders als erklärt – weniger um die Beschäftigung mit sozial- und geschlechterhistorischen Fragen zu Unternehmerinnen. Insgesamt handelt es sich jedoch um einen wirklich lesenswerten Einstieg in die Geschichte deutscher Unternehmerinnen im 20. Jahrhundert.

Andrea D. Bührmann, Göttingen

Susanne Regener u. Katrin Köppert Hg., **privat/öffentlich. Mediale Selbstentwürfe von Homosexualität**, Wien/Berlin: Verlag Turia + Kant 2013, 207 S., 30 Abb., EUR 20,-, ISBN 978-3-85132-692-5.

Vom privaten Fotoalbum über Filme und sozialwissenschaftliche Untersuchungen bis zu künstlerischen Interventionen – das Spektrum der Selbstdarstellungsmodi nicht heteronormativer Sexualitäten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist breit. Der von Susanne Regener und Katrin Köppert im Rahmen des Siegener Projekts „Medienamateure in der homosexuellen Kultur“ herausgegebene Band widmet sich diesen verschiedenen Strategien. Die einzelnen Beiträge sind aus einer Berliner Tagung im Jahr 2011 hervorgegangen. Leider sind die Ergebnisse dieses Austauschs in den Texten nur wenig erkennbar. Die einzelnen kultur- oder kunsthistorischen sowie die eher theoretischen Beiträge stehen vielmehr weitgehend für sich und werden durch den thematischen Rahmen eher locker zusammengehalten.

Deswegen geraten die spannenden und wichtigen Fragen, welche die beiden Herausgeberinnen in der Einleitung aufwerfen, im weiteren Verlauf des Bandes immer wieder aus dem Blick: Wie veränderten sich die performativen Selbstentwürfe homosexu-

eller Menschen durch den Aufbruch der frühen 1970er Jahre im Zeichen von *Stonewall* und *gay liberation*?¹ Reicht es aus, diesen Wandel als Erfolgsgeschichte zu erzählen, die von der Unterdrückung zur Freiheit führt und von der Scham zum Stolz auf die eigene sexuelle Identität? Oder kommt es vielmehr darauf an, die paradoxe Gleichzeitigkeit von Diskriminierung, Selbstbehauptung, Normalisierung und Emanzipation ins Auge zu fassen? Welche Rolle spielen dabei medienhistorische Entwicklungen sowie der Wandel des Gefüges zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit? Und was bedeutet das schließlich für die Möglichkeiten von LSBTIQ* Bewegungen in der Gegenwart?²

Mögliche Antworten auf diese Fragen müssen sich die Lesenden ein wenig mühsam aus den verschiedenen Texten zusammensuchen, aber – das sei vorweggenommen – die Mühe lohnt sich. Um das zu belegen, fokussiert meine Besprechung vier Aspekte, auf die hin sie die einzelnen Beiträge gleichsam querliest. Dabei geht es, erstens, um das Begriffspaar privat/öffentlich, zweitens um die Rolle der Medien, drittens um das Konzept des Selbstentwurfs und viertens um das Verständnis von Homosexualität.

Die Differenzierung zwischen privaten und öffentlichen Sphären entscheidet darüber, was wo unsichtbar bleibt oder sichtbar werden kann. Gleichzeitig bestimmen diese Regeln der Sag- oder Sichtbarkeit die Trennung zwischen privat und öffentlich. Einige Beiträge – insbesondere der von Susanne Regener zu homophilen und schwulen Inszenierungen in Kopenhagen – gehen davon aus, dass homosexuelle Menschen vor 1970 ihre sexuellen Identitäten nur in geschützten Privaträumen zum Ausdruck bringen konnten. Mit dem allmählichen Nachlassen der Unterdrückung seit den 1970er Jahren sei dagegen die Öffentlichkeit immer mehr zur Bühne dieser Selbstverständigungen geworden. Während eine solche Darstellung als eine Erfolgsgeschichte der zunehmenden Veröffentlichung von Homosexualität gelesen werden kann, betonen andere Beiträge eher die ambivalenten Effekte des *going public* (Volker Woltersdorff).

Sebastian Mohrs Untersuchung zur Darstellung von Homosexualität in der sozialwissenschaftlichen Forschung der DDR verweigert sich ebenfalls einer einfachen Gleichsetzung von öffentlicher Sichtbarkeit und Emanzipation. Stattdessen skizziert er zwei gleichermaßen problematische Alternativen: Akademische Debatten zeigten homosexuelle Menschen entweder als Leidende oder sie verbargen die individuellen Erfahrungen von Lesben und Schwulen hinter quantitativ-statistischen Datensätzen. Erst Ende der 1980er Jahre zeichnete sich mit einer ‚von unten‘ mitgestalteten Sichtbarkeit eine dritte Option ab. Aber auch diese öffentlichen Selbstdarstellungen waren einerseits mit Normierungen verknüpft – nicht alle Formen der Homosexualität galten als vorzeigbar – und brachten andererseits die Gefahr des Verschwindens der Gegen- in der Mehrheitsöffentlichkeit mit sich.

1 Eine Razzia im *Stonewall Inn* in der New Yorker Christopher Street führte im Juni 1969 zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Homosexuellen und Polizei, die als Auslöser für die lesbisch-schwulen Emanzipationsbewegungen der 1970er Jahre gelten.

2 LSBTIQ* steht hier für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transpersonen, Intersexuelle und *queer people*; das Sternchen verweist auf den fluiden Charakter dieser Kategorien.

Steffen Siegel unterstreicht zudem den prinzipiell heteronormativen Charakter der Unterscheidung von privat und öffentlich, an dem die zunehmende Publizität der Homosexualitäten nicht rüttelte. Dementsprechend konzentriert sich Siegels Interpretation einiger Arbeiten von Duane Michaels vor allem darauf, wie der Fotograf bereits in den 1970er Jahren die Forderung nach öffentlichen Bekenntnissen persiflierte. Michaels hinterfragte die Herstellung von Privatheit und Öffentlichkeit durch Blicke und betonte das permanente Oszillieren zwischen Enthüllung und Einhüllung. Diese Figur korrespondiert auf anregende Weise mit der in einigen Beiträgen aufscheinenden These, dass Privatsphären und Öffentlichkeiten gegen Ende des 20. Jahrhunderts zunehmend ununterscheidbar wurden.

Dieser Hybridisierungsprozess war eng mit medienhistorischen Entwicklungen, dem zweiten Aspekt meiner Besprechung, verknüpft. Die Einleitung der Herausgeberinnen verweist in diesem Zusammenhang beispielsweise auf das Konzept der *prosumer*, das die vormalige Trennung zwischen Medienproduzierenden und -konsumierenden und damit auch die zwischen öffentlichen Profis und privaten Amateur_innen unterlaufe. Karin Bruns zeigt in ihrem Beitrag zu feministischen Bildpolitiken seit den 1970er Jahren, wie insbesondere die Videotechnik entscheidend dafür war, dass bisher marginalisierte Gruppen selbst visuelle Codes in Umlauf bringen und sich damit von den stereotypen Bildern der großen Medien abgrenzen konnten. Die paradoxen künstlerischen Interventionen von Birgit Jürgensen aus den 1980er Jahren belegten jedoch, dass die anfängliche Begeisterung für die Möglichkeiten anti-hegemonialer Selbstaffirmation rasch einer Problematisierung ihrer ambivalenten Effekte wich.

Auch Volker Woltersdorff beobachtet zwiespältige Entwicklungen. Einerseits sei es Homosexuellen und anderen Randgruppen, denen der Autor generell besondere Medienkompetenz zuspricht, gelungen, zunächst die Literatur, dann den Film und zuletzt das Internet als Mittel im emanzipatorischen Kampf zu nutzen. Allerdings generiere die so gewonnene Sichtbarkeit nicht nur Anerkennung, sondern auch Disziplinierungszwänge. *Coming-Out* Darstellungen hätten im Zuge des medialen Wandels ihren schockierenden Charakter verloren und seien zunehmend interaktiv eingerahmt sowie neoliberal vereinnahmt worden. Trotzdem oder deswegen hofft Woltersdorff auf erneut unangepasste Inszenierungen von Homosexualität, wobei die Frage, wie diese aussehen könnten, leider unbeantwortet bleibt.

Diese Überlegungen berühren auch die Frage der Selbstentwürfe und damit den dritten Aspekt. Isabel Richter konstatiert in ihren Anmerkungen zum Selbst als transdisziplinärem Konzept eine aktuelle Hinwendung zu diesem Begriff, der ihrer Meinung nach offener für Dimensionen des Unbewussten sei als das Konzept des Subjekts, das poststrukturalistische Debatten gleichsam bis zur Auflösung kritisiert und fragmentiert hätten. Trotz dieses Plädoyers knüpfen mehrere Beiträge vollkommen überzeugend an genau diese Fragmentierungsstrategien an, indem sie die destabilisierenden Effekte der Selbstreflexion (Steffen Siegel) oder den transitorischen Charakter von Identität (Karin Bruns) betonen.

Ausgesprochen faszinierend ist Katrin Köpperts Ableitung eines nicht souveränen und heldenhaften, sondern trauernden und offenen Selbst aus der Performativität von Ent- und Verwerfen. Anhand eines *scrapbooks* von Stephan D. Michael, der diese multimediale Tagebuchcollage zu Zeiten der ‚Aids-Krise‘ in den USA zusammenstellte, zeigt Köppert, wie sich unterschiedliche Medientechniken, Zeitschichten und Strategien des Selbst überlagern. Hoffnung resultiert hier nicht mehr aus dem Meistern der Krise, sondern aus der Einsicht in die Unabschließbarkeit des Kampfes sowie aus dem kritischen und transformatorischen Potential der Verlusterfahrung.

Diese Verortung sexueller Devianz zwischen Schmerz und Utopie bildet eine der Vorstellungen von Homosexualität, die der Band versammelt und die abschließend als vierter Aspekt beleuchtet werden sollen. Der Beitrag von Jennifer Evans beschäftigt sich mit Fotografien von Herbert Tobias aus den 1950er Jahren und kontrastiert dessen Darstellung eines schamlosen und selbstbewussten Begehrens mit der bei seinen homophilen Zeitgenossen gängigen Selbstverleugnung, die ein nicht näher spezifizierter homoerotischer Kanon zum Ausdruck bringe. Diese wenig differenzierte Beschreibung der respektablen Nachkriegs-Homosexualität als Ausdruck einer internalisierten Homophobie verleiht dem subversiven, die Schwulenbewegung der 1970er Jahre gleichsam vorwegnehmenden Gestus von Tobias einen gewissen Glanz, obwohl Evans sich gleichzeitig dezidiert von dem Versuch distanziert, eine sich an die heterosexuelle Normalität anpassende und eine widerständige Homosexualität gegeneinander auszuspielen.

In diesem Sinn fragt Susanne Regener anhand von privaten Kopenhagener Fotoalben aus den 1950er Jahren und von öffentlichen Inszenierungen der Schwulenszene Christianias in den 1970er Jahren nach Kontinuitäten und Brüchen zwischen der *pre-* und der *post-Stonewall* Ära. Die Autorin zeigt, dass Maskerade und Transvestismus durchgängig, zugleich aber auf je besondere Weise als Mittel der Identitätsstiftung von Bedeutung waren. Mit ihrer Interpretation des Aufbruchs um 1970 als „Gelegenheit aus der Unterdrückungssituation eine Geste der überlegenen Solidarität zu kreieren“ (55), gelingt es Regener, das ältere Homosexualitätsverständnis gleichsam im neueren aufzuheben.

Solche ungewöhnlichen Perspektiven auf die Emanzipationsbewegungen der 1970er Jahre machen den Band zu einer anregenden Lektüre. Eine weitere Stärke zeigt sich dort, wo sich die Beiträge dem allzu simplen Narrativ eines Ausgangs der Homosexuellen aus dem (selbstverschuldeten) *closet* der Nachkriegszeit in die glorreich errungene öffentliche Zeigbarkeit der *post-liberation* Ära verweigern und stattdessen die Ambivalenzen der Visibilität zwischen Emanzipation und Normalisierung betonen. Daraus ergeben sich spannende Fragen, beispielsweise die, wie „unsichtbar [...] eine soziale Bewegung sein [muss], um sichtbar zu bleiben“ (71). Mit der Zwiespältigkeit von Ent-hüllen und Verbergen werden sich die nicht heteronormativen Sexualitäten wohl weiterhin auseinandersetzen müssen.

Eva Hausbacher, Elisabeth Klaus, Ralph Poole, Ulrike Brandl u. Ingrid Schmutzhard Hg., **Migration und Geschlechterverhältnisse. Kann die Migrantin sprechen?**, Wiesbaden: Springer VS 2012, 260 S., 6 Abb., EUR 41,07, ISBN 978-3-531-17990-2, E-Book ISBN 978-3-531-93189-0.

Fragen zu Geschlecht haben in der Migrationsforschung der letzten Jahre aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven an Bedeutung gewonnen. Mit der verstärkten ‚Feminisierung der Migration‘¹ und dem Aufkommen transnationaler Pflegesysteme und Heiratsmuster sowie mit der Fokussierung der politischen und öffentlichen Debatten zu Integration auf das Geschlechterverhältnis der „anderen“, wurde auch feministischen Debatten vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt. Überraschend ist daher der Befund der HerausgeberInnen des Bandes „Migration und Geschlechterverhältnisse“, die Perspektiven der Gender Studies seien ein Desideratum in der gegenwärtigen Migrationsforschung (8). Obwohl selbstverständlich weitere innovative Beiträge aus dieser Perspektive notwendig und wünschenswert sind, stellen sich derzeit viele WissenschaftlerInnen bereits die Frage nach der Bedeutung der auffälligen Karriere von Geschlecht in der Migrationsdebatte oder nach der Herausforderung feministischer Positionen durch Migration.

Mit dem Untertitel „Kann die Migrantin sprechen?“ knüpft der Band an die postkoloniale Perspektive Gayatri Ch. Spivaks und ihre umstrittene Frage „Can the Subaltern Speak?“ aus dem Jahr 1988 an.² Die Repräsentation – im Sinne von Darstellung und Vertretung – der eventuell vom Diskurs ausgeschlossenen „Migrantin“ bildet somit die Klammer um die zwölf recht unterschiedlichen Beiträge. Möglichkeiten und Grenzen von Repräsentation werden in diesem Band sowohl aus theoretischer Perspektive als auch entlang aktueller Migrationsdebatten betrachtet. Transnationalität, Hybridität, Transkulturalität und Intersektionalität bilden die Schlüsselbegriffe der hier vorgestellten von Gender Studies und postkolonialer Theorie geleiteten Migrationsforschung.

Den ersten Abschnitt zu „intersektionellen und transkulturellen Perspektiven“ eröffnet Sigrid Kannengießers Beitrag, der theoretische Ansätze der Transkulturalität und der Intersektionalität in einer „transkulturellen Intersektionalität“ (24) für die geschlechtertheoretische Migrationsforschung zusammenführen will. Ausgehend von der doch gewagten und von Spivak selbst explizit verworfenen Behauptung, viele Migran-

1 ‚Feminisierung der Migration‘ umfasst die Bedeutung sowohl der Wanderungs- als auch der Integrationsprozesse von Frauen in Wissenschaft und Politik. Dabei geht es nicht nur um eine ständig steigende Zahl von Frauen, die migrieren, sondern um die verstärkte Beachtung dieser in der Migrationsdebatte.

2 Gayatri Chakravorty Spivak, *Can the Subaltern Speak?*, in: Cary Nelson u. Lawrence Grossberg Hg., *Marxism and the Interpretation of Culture*, Chicago 1988. 15 Jahre später wendeten postkoloniale Kritikerinnen diese Frage auch für den deutschsprachigen Raum an: Hito Steyerl u. Encarnación Gutiérrez Rodríguez Hg., *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*, Münster 2003.

tinnen befänden sich in subalternen Positionen, strebt Kannengießer eine „Perspektivenkombination in der geschlechtertheoretischen Migrationsforschung“ (25) an. Sie will damit einen Beitrag leisten, marginalisierte Subjekte unter Vermeidung von Homogenisierungen und Essentialisierungen sichtbar statt sprachlos zu machen. Inwieweit durch diese Theoriekombination ein Beitrag zum Problem der Repräsentation geleistet werden kann, gilt es anhand konkreter Beispiele erst zu klären.

Leila Hadj-Abdou zeigt in ihrem politikwissenschaftlichen Beitrag, dass Frauen vom Rand der Migrationsdebatte in deren beredtes Zentrum gerückt wurden. Doch in diesem diskursiven Zentrum angekommen, so Hadj-Abdou, wird die Forderung nach Geschlechtergleichheit nicht für die Stärkung der Rechte von Frauen, sondern lediglich für eine restriktive Einwanderungspolitik eingesetzt. Eine intersektionale Perspektive ermöglicht der Autorin, die Verschränkung von Ungleichheiten zu thematisieren und zu zeigen, dass das Recht auf kulturelle Differenz und Geschlechtergleichheit keine Gegensätze bilden, sondern im Gegenteil einander bedingen und somit „Gleichberechtigung für alle“ (53) erst ermöglichen. Der Soziologe Paul Scheibelhofer beschäftigt sich mit der Frage, wie die Konstruktionen und die historischen Transformationen ‚fremder‘ Männlichkeiten in die österreichischen Migrationsdebatten verstrickt sind. Den Fokus richtet er auf die „controlling images“ (64), Bilder also, die in Institutionen und Maßnahmen der Migrationspolitik Eingang gefunden haben und der Entrechtung und Disziplinierung (vor allem muslimischer Männlichkeiten) dienen. Ob beim schweigenden Ertragen von Selektionstests oder beim beredten Auskunft Geben während der Aufenthaltstests, immer fordert Scheibelhofer die Analyse der herrschenden Bilder und deren Wirkungen in der Politik.

In ihrer historischen Betrachtung von Geschlecht und Migration zeigt Sylvia Hahn, dass die dichotome Zuschreibung von Männern als mobil und Frauen als immobil auch für die Zeit zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert aus vielerlei Gründen nicht haltbar ist. Hahn weist anhand unterschiedlicher Biographien nach, dass Frauen nicht nur mit ihren Männern wanderten, sondern als Reisende, Intellektuelle oder Dienstmädchen auch selbständig und über Grenzen hinweg, erzwungen und freiwillig migrierten. Gesa Mackenthun geht in ihrem literaturwissenschaftlichen Beitrag zum narrativen Umgang mit subalternen Stimmen in den historisch-feministischen Romanen auf die Frage der Repräsentation von Migrantinnen ein. Sie zeichnet nach, wie in ‚kolonialen‘ Romanen diese Frauen selbst, nicht nur ihre Stimmen, zum Verschwinden gebracht werden. Am Beispiel von Margaret Atwoods feministischem Roman „Alias Grace“ zeigt Mackenthun, dass die Identität von Grace Marks, eine in einen Doppelmord verwickelte 16-jährige Dienerin, zu einem Konglomerat sozialer Positionierungen wird. Atwood gibt der irischen Migrantin nicht nur ihre Stimme zurück, sondern macht viel mehr den Prozess des Verschwindens der Stimme selbst zum Thema. Ebenfalls in der Literaturwissenschaft angesiedelt ist der Beitrag von Christa Gürtler und Eva Hausbacher. Dieser Artikel will aber weniger die narrativen Möglichkeiten darstellen, als viel mehr die narrativen Autoritäten von Schriftstellerinnen, die sich auf Migra-

tion und Identität beziehen, ergünden. Die AutorInnen dieses Beitrages fragen also, ob „eine weibliche bzw. migratorische Schreibweise jenseits von Inhalten und Themen auf der Ebene der Ästhetik festgemacht werden kann“ (122). Gemeinsam sei den untersuchten Schriftstellerinnen die Erfahrung von kulturellen und räumlichen Grenzüberschreitungen, die unterschiedlich in das Schreiben einfließe, aber ein besonderes Interesse am „Zwischen“ (128) hervorbringe.

Im zweiten Abschnitt des Buches, „Aktuelle Migrationsdebatten“, wird zuerst eine Podiumsdiskussion mit österreichischen BeraterInnen und AktivistInnen zum Thema „Kann die Migrantin sprechen?“ zusammengefasst. Die Antworten zeigen allerdings deutlich, wie viele Missverständnisse entstehen, wenn Spivaks theoretischer Rahmen ungeklärt bleibt. Es folgt ein Bericht von Melita Sunjic zum globalen Streben nach einer Verbesserung der Lage von weiblichen Flüchtlingen und zu den spezifischen Problemen einer zunehmend restriktiven Asylpolitik in Europa. Sunjic verdeutlicht zudem die tendenziell negativen Auswirkungen europäischer Asylverfahren auf Frauen. Auch Anna Wildt, die sich mit dem österreichischen Asylrecht beschäftigt, geht spezifischen Problemen von Frauen im Ermittlungsverfahren nach und versucht die Möglichkeiten einer partizipatorischen Gestaltung dieser Verfahren zu erörtern. Wildt nimmt explizit auf die Möglichkeiten des Sprechens von Migrantinnen Bezug und bezeichnet AsylwerberInnen allgemein als „repräsentierte Personen“ (194), die selten nach ihrer Meinung gefragt werden und mit Sprachbarrieren sowie mit uneindeutigen Informationsflüssen konfrontiert sind. Sie fordert deshalb die Stärkung der Selbstorganisation von weiblichen Flüchtlingen.

Zu den Kopftuchdebatten in Europa und Österreich tragen das EU Projekt VEIL und eine Medienanalyse bei. VEIL steht für das Forschungsprojekt „Values, Equality and Differences in Liberal Democracies“ der Politikwissenschaftlerinnen Sieglinde Rosenberger und Birgit Sauer. Dieses vergleicht Debatten über und Regulierungen von „muslimischen Kopftüchern“ in unterschiedlichen europäischen Ländern und zeigt auf, dass das Verhältnis von Staat und Kirche eine zentrale Rolle in diesen Debatten spielt. Anhand von medialen Identitätsräumen weisen die Kommunikationswissenschaftlerinnen Elisabeth Klaus, Ricarda Drüeke und Susanne Kirchhoff nach, wie ausgewählte österreichische Tageszeitungen an der Konstruktion von ‚Fremdheit‘ beteiligt sind. Abschließend wirft Schahrzad Farrokhzad einen kritischen Blick auf die bestehende Literatur zum Geschlechterverhältnis und deren Beitrag zur Herstellung der Dichotomie zwischen „uns“ und den „anderen“. In ihrer Studie untersucht sie „Geschlechterarrangements“ (233) anhand geschlechtsspezifischer Leitbilder und Praktiken über zwei Generationen. Ethnisch-kulturelle Herkunft spielt demnach eine untergeordnete Rolle gegenüber anderen Einflüssen wie Milieu, Bildung und Generation. Repräsentation wird in dieser Arbeit nicht explizit reflektiert.

Viele AutorInnen in diesem Band tragen mit innovativen und kritischen Ideen zur laufenden Debatte um Geschlecht und Migration bei. Hadj-Abdou, die sich gegen die Auswirkungen des illiberalen Liberalismus auf feministische Mobilisierungen wendet,

Scheibelhofer, der Männlichkeitsforschung vorantreibt oder Mackenthun, die komplexe feministisch-historische Romane analysiert, sind dafür nur die hervorragendsten Beispiele. Was allerdings fehlt, ist eine klare Einführung der HerausgeberInnen in die Ziele dieses Bandes und eine theoretische Klärung des Anspruchs, Repräsentation in den Blick zu nehmen und ‚kritisch‘ zu beleuchten. Eine ungeklärte Bezugnahme auf einen der widersprüchlichsten Titel der postkolonialen Debatte leistet nämlich weder der feministischen Theorie noch der kritischen Migrationsforschung einen guten Dienst.

Sabine Strasser, Bern

